

Alexander Beljajew

Weder Leben noch Tod

*Vergangene Zukunft – Band
10*



Sciencefiction - BookRix Edition

Alexander Beljajew

Weder Leben
noch Tod

Vergangene Zukunft
– Band 10

BookRix GmbH & Co. KG
81675 München

Vergangene Zukunft -

Band 10

Alexander Beljajew -

Weder Leben noch Tod

Übersetzung: Angelika

Modrow

1. eBook-Auflage -

Februar 2013

© vss-verlag Hermann
Schladt

Titelbild: Titelbild: Armin
Bappert

unter Verwendung eines
Fotos von gratis-foto.eu
Lektorat: Armin Bappert

ALEXANDER BELJAJEW

Weder Leben noch Tod

I

Mister Carlson
unterbreitet seinen Plan

Was sagen Sie dazu?«
fragte Mister Carlson,
nachdem er sein Projekt
dargelegt hatte.

Gilbert, der
Großindustrielle aus der
Kohlebranche,
antwortete nicht. Er war
miserabel gelaunt. Kurz

vor Carlsons Eintreffen
hatte ihn der
Generaldirektor über die
alles andere als rosige
Lage informiert, in der
sich die Gruben
befanden. Der Export
sank. Das sowjetische
Erdöl verdrängte die

Konkurrenten vom
asiatischen und sogar
vom europäischen Markt.
Die Banken verweigerten
neue Kredite. Die
Regierung sah sich
außerstande, die
Kohleindustrie weiterhin
zu subventionieren.

Unter den Arbeitern
gärte es, sie stellten
unzumutbare
Forderungen und
drohten, die Gruben
unter Wasser zu setzen.
Es musste dringend ein
Ausweg gefunden
werden.

Und ausgerechnet in diesem Moment wollte es das Schicksal, dass ihm dieser Carlson mit seinem verrückten Projekt über den Weg lief.

Gilbert runzelte die rötlichen Brauen und

kaute mit seinen langen,
gelben Zähnen auf einer
aromatisierten Zigarette.
Sein sorgenvolles,
glattrasiertes Gesicht
zeigte einen
gelangweilten Ausdruck.
Er schwieg.
Carlson war jedoch nicht

der Mensch, der sich
durch ein Schweigen
entmutigen lässt. Das
kleine, geschäftige
Männlein
unbestimmbaren Berufs
und undefinierbarer
Herkunft mit seinem
irischen Akzent, der

kurzen Nase und dem
schwarzen Borstenhaar
bohrte seinen
stechenden Blick in
Gilberts müde,
ausgeblichene Augen
und versuchte, ihm seine
fixe Idee zu suggerieren.
»Was sagen Sie dazu?«

fragte er noch einmal.

»Weiß der Teufel, was das soll - menschliches Gefrierfleisch erwiderte Gilbert schließlich apathisch und legte angewidert die Zigarette weg.

»Erlauben Sie mal!«

Carlson schnellte hoch
wie eine Sprungfeder.
»Sie haben sich mit
meiner Idee anscheinend
noch nicht richtig
angefreundet?«

»Ich muss gestehen, dass
ich dazu auch keine
sonderliche Lust

verspüre. Das ist doch
glatter Unfug oder
Wahnsinn.«

»Es ist weder Wahnsinn
noch Unfug, sondern
eine große Entdeckung,
die dem, der sie zu
nutzen versteht,
Millionen einbringen

wird! Sollten Sie noch Zweifel haben, so erlauben Sie mir, Sie mit der Geschichte dieser Entdeckung bekannt zu machen.«

Und Carlson rasselte seinen Text herunter wie eine gut einstudierte

Lektion: »Die Anabiose wurde durch einen Zufall von dem russischen Gelehrten Bachmetjew entdeckt. Als Bachmetjew die Körpertemperatur von Insekten untersuchte, stellte er fest, dass diese

sich bei allmählicher
Abkühlung vermindert,
sobald sie jedoch einen
Wert von minus
neunkommadrei Grad
Celsius erreicht hat,
plötzlich fast bis zum
Nullpunkt ansteigt, um
anschließend wieder auf

die

Umgebungstemperatur

von etwa

zweiundzwanzig Grad

unter Null zu sinken. Und

nun verfällt das Insekt in

einen seltsamen Zustand,

den man weder als

Schlaf noch als Tod

bezeichnen kann: Alle Lebensprozesse kommen zum Stillstand, und das Insekt kann, steif und gefroren, beliebig lange Zeit überdauern. Man braucht es jedoch nur langsam und vorsichtig zu erwärmen, und schon

kommt es wieder zu sich
und lebt weiter, als wäre
nichts geschehen. Nach
den Insekten ging
Bachmetjew zu Fischen
über. So fror er
beispielsweise eine
Karausche ein, die
mehrere Monate in

diesem Zustand der
Starre oder, wie
Bachmetjew es nannte,
in Anabiose verbrachte.
Wieder erwärmt,
erwachte sie von neuem
zum Leben und schwamm
so munter umher wie eh
und je.

Der Tod des Gelehrten unterbrach seine interessanten Versuche, und bald darauf gerieten sie in Vergessenheit. Es kommt immer wieder vor, dass ein Russe eine Erfindung macht, die Früchte seiner Arbeit

aber ernten andere.
Denken Sie nur an
Jablotschkow, an Popow,
den Erfinder der
drahtlosen Telegrafié,
und schließlich auch an
Ziolkowski ... Und hier
war es genauso. Der
Deutsche Steinhaus

nutzte Bachmetjews
Erfindung für praktische
Zwecke: für den
Transport und die
Lagerung lebender
Fische. Bekanntlich hat
er Millionen damit
verdient!«

Gilberts Interesse

erwachte, und er hörte Carlson mit ungeteilter Aufmerksamkeit zu.

»Vielen Dank für die Information«, sagte er.

»Auch ich beziehe für meine Tafel frischen Fisch, der in fernen Meeren gefangen wurde.

Aber für das Verfahren,
nach dem er eingefroren
wird, habe ich mich,
ehrlich gesagt, noch nie
interessiert. Ist es nicht
auch ganz egal, wie das
gemacht wird? Die
Hauptsache, der Fisch ist
frisch. Und Sie sagen,

.Steinhaus hat Millionen damit verdient?«

»Millionen und aber Millionen! Er zählt heute zu den reichsten Männern Deutschlands!«

Gilbert versank in Gedanken.

»Aber hierbei handelt es

sich schließlich um
Fische«, sagte er nach
einer Weile. »Sie
dagegen schlagen etwas
völlig Unglaubliches vor:
Menschen einzufrieren!
Ist so etwas denn
möglich?«

»Na, und ob! Heutzutage

ist das kein Problem
mehr! Bachmetjew hat
nur Kaltblüter und Tiere
eingefroren, die
Winterschlaf halten:
Murmeltiere, Igel,
Fledermäuse. Die übrigen
Warmblüter in Anabiose
zu versetzen, ist ihm noch

nicht gelungen. Professor
Wagner, ein anderer
russischer
Wissenschaftler, der
durch seinen Sieg über
den Schlaf bekannt
wurde, entdeckte jedoch
ein Verfahren, nach dem
es möglich ist, die

Blutzusammensetzung zu verändern und das Blut der Warmblüter dem der Kaltblüter anzupassen. Ihm gelang es bereits, einen Affen einzufrieren und wieder zum Leben zu erwecken.«

»Aber keinen

Menschen?«

»Wo ist da der
Unterschied?«

Gilbert schüttelte
missbilligend den Kopf,
Carlson aber lächelte.

»Ich spreche nur aus
biologischer und
physiologischer Sicht.

Die
Blutzusammensetzung
von Affen und Menschen
ist gleich. Völlig gleich.
Und damit eröffnet sich
eine ungewöhnliche,
aber durchaus reale
Perspektive: das
massenhafte Einfrieren

von Menschen, in diesem
Fall von ... äh ...
Arbeitslosen. Wer wüsste
nicht, wie kritisch die
Lage in der
Kohleindustrie ist. Aber
gilt das etwa nur für die
Kohleindustrie?

Periodisch auftretende

Krisen und ihre
Begleiterscheinung, die
Arbeitslosigkeit, sind
leider ein
unausweichliches Übel
unserer
Gesellschaftsordnung.
Das aber ist ein
gefundenes Fressen für

Unruhestifter wie die
Kommunisten, die den
Untergang des
Kapitalismus auf Grund
seiner inneren
Widersprüche
prophezeien. Aber diese
Leute sollen sich nicht zu
früh freuen! Der

Kapitalismus wird einen
Ausweg finden, und dazu
ist das von mir
vorgeschlagene
Verfahren bestens
geeignet!

Sobald die Krise
ausbricht, frieren wir die
Arbeitslosen ein und

lagern sie in besonderen Eiskellern. Wenn die Krise vorbei ist und wieder Arbeitskräfte gebraucht werden, tauen wir sie auf, und ab mit ihnen in die Gruben.«

Carlson war in Fahrt geraten und redete, als

stünde er auf einer Tribüne.

»Ha, ha, ha!« Gilbert konnte nicht länger an sich halten. »Sie geruhen wohl zu scherzen, Mister ...?«

»Carlson. Und es ist mein voller Ernst«, erwiderte

der kleine Mann
gekränkt.

In Gilbert begann sich
ein Interesse für diesen
Menschen zu regen.

»Ja«, sagte der
Industrielle, noch immer
lachend, »es gibt Tage,
da möchte man sich am

liebsten selbst einfrieren
lassen, bis wieder bessere
Zeiten anbrechen! Aber
was soll Ihr
Wahnsinnsprojekt
kosten? Man müsste
doch spezielle Gebäude
errichten, in denen eine
bestimmte Temperatur

aufrechterhalten wird!«

Carlson hob einen Finger und legte ihn an seinen Igelschnitt. »Das habe ich alles berücksichtigt. Mein Plan ist wesentlich einfacher! Sie als Grubenbesitzer sollten wissen, dass es im

Erdinnern alle siebzig
Fuß um ein Grad wärmer
wird. Außerdem dürfte
Ihnen bekannt sein, dass
in Grönland, hinter dem
Polarkreis, im Humboldt-
Gletscher, reiche
Vorkommen an
hochwertiger Steinkohle

entdeckt wurden. Wenn sich der Kohlemarkt wieder stabilisiert hat, können Sie dort mit dem Abbau beginnen. Dabei entstehen in unterschiedlicher Tiefe Schächte, in denen eine bestimmte Temperatur

herrscht. Und diese Temperatur bleibt zu allen Jahreszeiten unverändert. Es bedarf nur einiger unerheblicher Korrekturen, um die Schächte unseren Zwecken anzupassen. Ich will Sie jetzt nicht mit

Einzelheiten behelligen,
bin aber jederzeit bereit,
Ihnen detaillierte Pläne
und einen
Kostenvoranschlag
vorzulegen.«

Was für ein komischer
Kauz! dachte Gilbert und
legte Carlson die Frage

vor: »Sagen Sie bitte, was
sind Sie eigentlich:
Ingenieur,
Wissenschaftler oder
Professor?«

»Ich bin ein
Pläneschmied!
Wissenschaftler und
Professoren mögen in

ihren Labors die
herrlichsten Eier
ausbrüten, aber sie sind
nicht immer imstande, sie
auch aufzuschlagen und
Spiegeleier daraus zu
braten! Nicht jeder
versteht es, aus irrationalen
Ideen reale Pfund

Sterling zu machen!«

Gilbert lächelte und
reichte Carlson nach
kurzem Nachdenken die
Schachtel mit den
Zigaretten.

Das ist der Sieg! jubelte
Carlson im stillen,
während er das

elektrische Feuerzeug
vom Tisch nahm und sich
eine Zigarette
anzündete.

Aber noch gab Gilbert
sich nicht geschlagen.

»Nehmen wir einmal an,
das alles wäre möglich.
Trotzdem sehe ich eine

ganze Reihe von
Hindernissen voraus.

Erstens: Erhalten wir die
Genehmigung der
Regierung?«

»Warum sollte uns die
Regierung die
Genehmigung
verweigern, wenn wir

nachweisen, dass die
Anabiose für den
Menschen völlig
ungefährlich ist? Die
soziale Bedeutung dieser
Maßnahme wird unserer
Regierung bestimmt
einleuchten.«

»Ja, das ist richtig«,

erwiderte Gilbert,
während er in Gedanken
die Mitglieder der
konservativen Regierung
durchging, die in ihrer
Mehrzahl ein starkes
persönliches Interesse an
der Kohleindustrie
hatten.

»Aber die wichtigste Frage ist: Werden sich die Arbeiter darauf einlassen? Werden sie bereit sein, sich periodisch, in Zeiten der Arbeitslosigkeit, einfrieren zu lassen?«

»Ganz bestimmt! Die Not

wird sie zu uns treiben!«
sagte Carlson

zuversichtlich. »Die

Menschen hängen sich
vor Hunger auf, oder sie
gehen ins Wasser, hier
aber handelt es sich um
eine Art Erholung!
Natürlich müssen wir

geschickt vorgehen. Vor allem brauchen wir zunächst ein paar Waghäuse, die bereit sind, sich in Anabiose versetzen zu lassen. Man sollte ihnen für den Anfang eine hohe Belohnung versprechen.

Nach ihrer Auferstehung
kann man sie zu
Reklamezwecken
einsetzen. Außerdem
muss man in der ersten
Zeit den Familien eine
finanzielle Unterstützung
in Aussicht stellen, aber
natürlich auch diesem

oder jenem Führer der
sogenannten

Arbeiterbewegung den
Mund stopfen. Und bald,
glauben Sie mir, läuft
alles wie geschmiert. Die
Arbeitslosen werden sich
mitsamt ihrer Familie
einfrieren lassen. So

werden wir die
Arbeitslosigkeit, diese
furchtbare Geißel,
besiegen. Und Sie
gewinnen völlig freie
Hand. Welch ungeahnte
Perspektiven tun sich vor
Ihnen auf! Millionen und
aber Millionen werden in

Ihre Panzerschränke
fließen. Geben Sie Ihrem
Herzen einen Stoß!
Sagen Sie ja, und schon
morgen Hegen alle
Kostenvoranschläge,
Pläne und Berechnungen
auf Ihrem Tisch.«

Der gesunde

Menschenverstand des
Praktikers sagte Gilbert,
dass dieser ganze
phantastische Plan ein
reines Abenteuer war.
Aber Gilbert befand sich
finanziell in einer Lage,
in der sich der Mensch
aus Angst vor dem

unvermeidlichen Ruin in
die gewagtesten
Unternehmungen stürzt.
Die Aussichten, die
Carlson ihm vorgaukelte,
waren allzu verlockend!
Der große Unternehmer
und Geschäftsmann
gestand nicht einmal

sich selbst ein, dass er
wie ein Ertrinkender
nach einem Strohalm
griff.

»Ihr Projekt ist gar zu
ungewöhnlich. Ich werde
es mir durch den Kopf
gehen lassen und Ihnen
dann Bescheid geben.«

»Tun Sie das, tun Sie das!« stimmte Carlson bereitwillig zu und erhob sich aus seinem Sessel. »Ich wage Sie nicht länger aufzuhalten.« Mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht verließ er den Raum. »Er

hat angebissen!« jubelte er, während "er im lebhaften Straßenverkehr der City untertauchte.

Ein merkwürdiger Klient

»Carlson, Sie haben mich

ruiniert!« sagte Gilbert
griesgrämig. »Ich habe
riesige Summen in die
Ausrüstung
unterirdischer
Lagerräume gesteckt. Ich
werfe mein Geld für
Reklame und Annoncen
zum Fenster hinaus. Und

trotzdem hat sich den
ganzen Monat über kein
einzigster Mensch
bereitgefunden, sich für
das erste öffentliche
Experiment zur
Verfügung zu stellen,
obwohl wir eine hohe
Gratifikation

versprechen.

Offensichtlich ist das Leben der Arbeiter noch längst nicht so schlecht, wie die Sozialisten behaupten! Und warum wollen Sie, Carlson, nicht den Anfang machen, wenn die Anabiose

tatsächlich so
ungefährlich ist?«

»Ich?«

»Ja, Sie!«

»Ich persönlich?« fragte
Carlson noch einmal und
raufte sich das Igelhaar.

»Ich wäre dazu bereit! Ja,
ja, das wäre ich! Aber

was sollte dann aus
unserem Unternehmen
werden? Es würde mit
mir zusammen
einschlafen! Nein, einer
muss wach bleiben, wenn
alles schläft! Ich bin nun
mal ein Pläneschmied!
Ohne Menschen wie

mich würde die ganze Welt in Anabioseschlaf versinken!«

Der Wortwechsel der beiden wurde durch das Klappen einer Tür unterbrochen.

Ein ungewöhnlich hagerer Mann mit einem

um den langen Hals
geschlungenen Schal
betrat das Büro. Im Licht
der starken Lampe
funkelten die großen
runden Brillengläser des
Besuchers wie zwei
Autoscheinwerfer.
Hüstelnd reichte er den

beiden eine Zeitung.

»Ich komme auf Ihre Anzeige. Guten Tag! Gestatten Sie; dass ich mich vorstelle: Edward Leslie, Astronom.«

Wie ein Ball hüpfte Carlson auf den Besucher zu.

»Sehr erfreut, Sie
kennenzulernen!

Nehmen Sie doch Platz!

Sie wollen sich für das
Experiment zur

Verfügung stellen?

Unsere Bedingungen
sind Ihnen bekannt? Wir
zahlen Ihnen eine

hübsche Summe und garantieren Ihrer Familie eine Lebensrente für den Fall, dass ... hm ... Aber dieser Fall wird natürlich nicht eintreten!«

»Das ist überflüssig!«
Leslie hustete. »Auf eine Belohnung lege ich

keinen Wert. Schon mein
Name dürfte Ihnen
sagen, dass es mir nicht
ums Geld geht.« Er
runzelte die Stirn. »Bei
mir handelt es sich um
etwas anderes ... Ach,
dieser verfluchte
Husten!«

»Sie tun es wohl der Wissenschaft zuliebe?«

»Ja, genau, allerdings nicht in dem Sinne, wie Sie vielleicht glauben. Wie ich Ihnen bereits sagte, bin ich Astronom. Ich habe ein großes Werk über die Leoniden

verfasst, die im
November aus dem
Sternbild des Löwen
gefallen sind ...«

Leslie hustete und griff
sich mit der Hand an die
Brust. Nachdem er
wieder zu Atem
gekommen war,

berichtete er voller
Begeisterung: »Dieser
Meteorstrom wurde 1799
von Humboldt in
Südamerika beobachtet.
Er hat diese wunderbare
Himmelserscheinung
hervorragend
beschrieben. 1833 und

1866 näherten sich die Leoniden von neuem der Erde. 1899, nach wiederum dreiunddreißig bis vierunddreißig Jahren, erwartete man, dass sie wieder auftauchen würden. Da aber trat eine

Katastrophe ein. Ja, ja,
eine Katastrophe! Die
Leoniden kamen dem
Jupiter zu nahe, dessen
Anziehungskraft sie aus
ihrer Bahn lenkte, und
nun fliegen sie in einer
Entfernung von zwei
Millionen Kilometern an

der Erde vorbei, so dass sie für uns so gut wie unsichtbar sind ...»

Wieder war Leslie durch einen Hustenanfall gezwungen, eine Pause einzulegen.

Carlson, der schon seit längerer Zeit ungeduldig

darauf wartete, auch
einmal zu Wort zu
kommen, beschloss, diese
Pause zu nutzen.
»Erlauben Sie, verehrter
Professor, aber was
haben die
Sternschnuppen der
Leoniden, das Sternbild

des Löwen oder gar der
Jupiter mit unserem
Unternehmen zu tun?«

Leslie verdrehte
ruckartig seinen langen
Hals und wies Carlson
gereizt zurecht: »Nur
Geduld, mein junger
Freund!« Anschließend

drehte er sich
demonstrativ auf seinem
Stuhl um und wandte
sich Gilbert zu: »Ich sitze
über komplizierten
Berechnungen, mit deren
Einzelheiten ich Sie
verschonen will. Sie
betreffen das Schicksal

der Leoniden. Mein
verehrter Kollege Sauer
aber bestreitet die
Genauigkeit meiner
Berechnungen ...«

Gilbert und Carlson
wechselten einen Blick.
Hatten sie es etwa mit
einem Verrückten zu tun?

Leslie entging dieser
Blick nicht. Sein Hals
zuckte gereizt, und er
schloss seine Rede,
indem er die runden
Brillengläser zur Decke
richtete, als wollte er
dem Himmel seine
Gedanken anvertrauen:

»Ich bin krank ...
Tuberkulose im letzten
Stadium.«

»Aber da sind Sie bei uns
an der falschen Adresse,
verehrter Professor!«
sagte Carlson.

»Ich bin an der richtigen
Adresse! Geruhen Sie,

mich zu Ende anzuhören.
Ich bin krank und werde
bald sterben. Die
Leoniden aber geraten
erst im Jahre 1933 wieder
in unser Blickfeld. So
lange lebe ich nicht
mehr. Dabei kann ich der
wissenschaftlichen Welt

erst nach ein paar
zusätzlichen
Beobachtungen
beweisen, dass ich im
Recht bin. Deshalb bitte
ich Sie, mich in Anahiose
zu versetzen und erst im
Jahre 1933 wieder ins
Leben zurückzuholen,

mich dann nochmals bis
1965 einzuschläfern,
anschließend bis 1998
und zu guter Letzt bis
2021. Alles klar?« Leslie
richtete die Okulare auf
seine Gesprächspartner.
»Vollkommen!« erwiderte
Gilbert. »Aber, verehrter

Professor, inzwischen
kann Ihr Opponent
längst gestorben sein.
Wem wollen Sie dann
noch beweisen, dass Sie
im Recht sind?«

»Wir Astronomen leben in
der Ewigkeit!«
entgegnete Leslie stolz.

»Das ist ja sehr
interessant«, meinte
Carlson. »Wie ich sehe,
ist die Anabiose für
Astronomen wie
geschaffen. So könnten
Sie sich beispielsweise
wecken lassen, wenn die
Sonne erlischt, um die

Richtigkeit Ihrer
Berechnungen zu
überprüfen. Wir aber sind
keine Astronomen, uns
interessiert die nahe
Zukunft. Was wir im
Augenblick brauchen, ist
nichts anderes als ein
Experiment, mit dem wir

nachweisen, dass die
Anabiose völlig
ungefährlich ist. Deshalb
stellen wir die
Bedingung, dass die
Anabiose höchstens
einen Monat dauert.
Unsere zweite
Bedingung lautet:

Einschläferung und
Wiedererweckung finden
öffentlich statt.«

»Damit wäre ich
einverstanden. Aber ein
Monat reicht mir auf
keinen Fall!« Betrübt
begann Leslie den Schal
um seinen langen Hals zu

wickeln.

»Hören Sie«, sagte
Gilbert, um ihn
aufzuhalten. »Wir

könnten es so machen:

Wir wecken Sie nach
einem Monat und
versetzen Sie

anschließend wieder für

beliebig lange Zeit in
Anabiose!«

»Ausgezeichnet!« rief

Leslie hochofreut.

»Damit bin ich

einverstanden.«

»Sie müssen noch ein

paar Verpflichtungen

und eine Erklärung

unterzeichnen, dass Sie sich freiwillig in Anabiose versetzen lassen und im Falle eines Misslingens keinerlei Ansprüche an uns stellen. Das ist zwar eine reine Formalität, aber immerhin ...«

»Ich bin mit allem

einverstanden! Meine
Hand darauf! Geben Sie
mir Bescheid, wenn es
soweit ist!« Und der
hocherfreute Leslie
verließ raschen Schritts
das Büro.

»Na, hat er angebissen?«
wiederholte Carlson

seinen Lieblingsausdruck,
nachdem Leslie
gegangen war, und
klopfte Gilbert auf die
Schulter.

Der verzog angesichts
dieser familiären Geste
das Gesicht. »Leider ist
es nicht ganz das, was

wir brauchen. Besser
war's, wir hätten ein paar
Arbeiter, die hinterher in
den Gruben für uns
Reklame machen.«

»Auch Arbeiter werden
sich noch einstellen! Nur
Geduld, mein junger
Freund, wie unser

Astronom zu sagen
pflegt!«

»Darf man eintreten?«

Durch die Bürotür schob
sich ein Zottelkopf.

»Bitte, kommen Sie
herein!«

Den Raum betrat ein
junger Mann in einem

gelbkarierten Anzug. Der
Unbekannte beschrieb
eine theatralische Geste
mit seinem
breitkrempigen Hut und
stellte sich vor: »Merais.
Franzose. Dichter.«

Und ohne auf eine
Antwort zu warten,

begann er in singendem
Tonfall zu deklamieren:

»Wie müd' bin ich vom
langen Harren, wie müd'
der Jagd nach schönem
Schein, wie müd' bin ich
der Welt der Narren, wie
müd' bin ich's, ich selbst
zu sein.

Ach, schlafen, ohne zu
erwachen, dem eig'nen
Selbst den Abschied
geben -die Augen nie
mehr aufzumachen,
nichts wissen, fühlen,
nicht mehr leben.

Frieren Sie mich ein! Ich
bin bereit.

Bis Sie mit einer heißen
Träne dann den kalten
Leichnam neu erwecken!
Zahlen Sie gleich oder
erst nach dem
Erwachen?« »Hinterher.«
»Ich protestiere! Wer
weiß, ob Sie mich
überhaupt wieder

aufwecken. Rücken Sie
Geld für ein Fass heraus!
Noch einmal eine
richtige Sause, dann
können Sie mit mir
machen, was Sie wollen!«
Dieser drollige, zerzauste
Dichter weckte Gilberts
Interesse. »Ich biete

Ihnen einen Vorschuss
von fünf Pfund Sterling.
Reicht Ihnen das?«

Die Augen des Dichters
leuchteten auf. Fünf
Pfund! Fünf gute
englische Pfund! Für
einen Mann, der von
Sonetten und Trioletten

lebte!

»Natürlich! Ich habe meine Seele dem Teufel verkauft und bin bereit, den Vertrag mit Blut zu unterschreiben!«

Der Dichter war kaum weg, als Carlson seinen Partner anfuhr:

»Mir halten Sie vor, dass ich Sie ruiniere, dabei werfen Sie Ihr Geld selbst zum Fenster hinaus. Warum haben Sie ihm einen Vorschuss gegeben? Sehen Sie nicht, was das für ein Vogel ist? Ich wette mit

Ihnen um fünf Pfund,
dass er sich nie wieder
blicken lässt!«

»Die Wette gilt! Wir
werden sehen! Das ist
aber heute ein
Glückstag! Sehen Sie, da
kommt schon wieder
jemand!«

Ein elegant gekleideter junger Mann betrat das Büro.

»Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle: Leslie.«

»Noch ein Leslie! Haben etwa alle Leslies ein Faible für die Anabiose?« rief Carlson erstaunt aus.

Leslie lächelte. »Also habe ich mich nicht geirrt: Mein Onkel war schon hier. Ich bin Arthur Leslie. Mein Onkel, Edward Leslie, Professor der Astronomie, hat mir die traurige Mitteilung gemacht, dass er sich für

dieses Experiment zur Verfügung stellen will.«

»Und ich dachte, Sie selbst wären nicht abgeneigt, sich an diesem interessanten Experiment zu beteiligen. Überlegen Sie es sich: Mit einem Schlage wären

Sie einer der populärsten
Männer Londons!« Mit
diesen Worten versuchte
Carlson, den jungen
Mann zu ködern.

Diesmal aber biss der
Fisch nicht an.

»Eine so extravagante Art
von Publicity habe ich

nicht nötig«, murmelte
der junge Mann mit
stolzer Bescheidenheit.

»Somit fürchten Sie also
für Ihren Onkel? Das ist
völlig überflüssig. Ihm
droht nicht die geringste
Gefahr!«

»Wirklich nicht?« fragte

Arthur Leslie mit großem Interesse.

»Da können Sie ganz beruhigt sein.«

»Nicht die geringste Gefahr!« murmelte Leslie leise, und Carlson glaubte zu hören, wie er noch leiser »Schade«

hinzufügte. »Aber können Sie meinem Onkel die Sache nicht ausreden? Schließlich hat er Tbc und ist bei seiner schwachen Konstitution für solche Experimente kaum geeignet. Sie riskieren, dass Ihr ganzes

Unternehmen in Verruf
gerät.«

»Wir sind von unserem
Erfolg so überzeugt, dass
wir nirgendwo ein Risiko
entdecken können.«

»Hören Sie zu! Ich gebe
Ihnen Geld. Ich gebe
Ihnen eine Menge Geld,

wenn Sie auf meinen Onkel als Versuchssubjekt verzichten.«

»Wir sind nicht bestechlich«, schaltete Gilbert sich ein. »Aber vielleicht können wir Ihnen entgegenkommen, wenn Sie uns Ihre

Gründe nennen.«

»Meine Gründe? Hm ...
die sind ein wenig
heikel.«

»Wir können schweigen!«

»Dann will ich, so schwer
es mir fällt, ganz offen
mit Urnen reden. Sehen
Sie, mein Onkel ist reich,

schrecklich reich. Und ich bin sein einziger Erbe. Onkel Edward ist hoffnungslos krank. Wie die Ärzte sagen, sind seine Tage gezählt. Vielleicht trennen mich nur noch wenige Monate von meinem Glück. Das

käme mir
außerordentlich gelegen:
Ich habe nämlich eine
Braut. Und ausgerechnet
jetzt fällt Onkel Edward
Ihre Annonce in die
Hand, er beschließt, sich
in Anabiose versetzen zu
lassen, hundert Jahre

lang zu schlafen und nur
von Zeit zu Zeit
aufzuwachen, um sich
irgendwelche
Sternschnuppen
anzugucken! Versetzen
Sie sich in meine Lage.
Schließlich kann kein
Gericht mir mein Erbe

zusprechen, solange sich
Onkel Edward in
Anabiose befindet!«

»Natürlich nicht!« - .

»Na, sehen Sie! Also
kann ich mein Erbe in
den Wind schreiben! Das
bekommen erst meine
Ururururenkel zu sehen!«

»Sie könnten sich zusammen mit Ihrem Onkel einfrieren lassen und als Mumie in aller Ruhe abwarten, bis es soweit ist.«

»Besten Dank! Soll ich vielleicht bis zum Weltuntergang warten?

Wie ist's, verzichten Sie nun auf meinen Onkel?«

»Das wäre unsererseits einigermaßen unlogisch, wo wir doch extra eine Annonce aufgegeben haben, um einen Freiwilligen zu finden.«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»Unser allerletztes!«

»Umso schlimmer für Sie!« Und Arthur Leslie stürmte, die Tür laut hinter sich zuschlagend, aus dem Büro.

3

Der untröstliche Neffe

Der erste Versuch, einen

Menschen in Anabiose zu versetzen, sollte vor der Londoner Öffentlichkeit in einem speziell für diesen Zweck gemieteten Raum stattfinden. Die breite Werbekampagne hatte zahlreiche Zuschauer in den großen

weißen Saal gelockt.
Obwohl der Saal überfüllt
war, wurden in ihm
künstlich Minusgrade
aufrechterhalten. Um
dem Publikum den
unangenehmen Anblick
zu ersparen, beschloss
man, den

Versuchspersonen jene
Lösung, die ihr Blut dem
der Kaltblüter annähern
sollte, in einem
Nebenraum zu injizieren,
zu dem nur die
Verwandten und Freunde
der Betroffenen Zutritt
hatten.

Edward Leslie erschien seiner Gewohnheit nach mit astronomischer Genauigkeit um Punkt zwölf Uhr mittags. Als Carlson ihn erblickte, erschrak er regelrecht - so abgemagert war der Astronom. Seine Wangen

waren fiebrig gerötet.
Bei jedem Atemzug
hüpfte der Adamsapfel
an dem mageren Hals
krampfhaft auf und ab,
und in dem Tuch, das
sich der Professor
während seiner
Hustenanfälle vor den

Mund hielt, entdeckte
Carlson Blutstropfen.

Das fangt ja gut an,
dachte er, während er
den Astronomen am Arm
in den Nebenraum
führte.

Kurz nach Edward Leslie
traf sein Neffe mit der

bekümmerten Miene
eines Menschen ein, der
seinen geliebten Onkel
zu Grabe trägt.

Die Menge starrte den
Astronomen neugierig
an. Die Fotoapparate der
Zeitungsreporter
klickten.

Dann schloss sich die Tür
zum Nebenraum hinter
Leslie, und das Publikum
nahm in gespannter
Erwartung die
»Schafotte« in
Augenschein, wie jemand
die mitten im Saal auf
einer Empore,

aufgebauten Gestelle
getauft hatte.

Diese »Schafotte«
erinnerten an riesige
Aquarien mit doppelten
Wänden. Sie bestanden
aus zwei ineinander
gestellten Glaskästen.
Der kleinere diente der

Aufnahme eines
Menschen, während
zwischen den beiden
Kästen die
Kühlapparatur
untergebracht war.

Das eine »Schafott« war
für Leslie bestimmt, das
andere für Merais, der

sich mit dichterischer
Unbekümmertheit
verspätete.

Während die Ärzte im
Nebenraum alles für die
Operation vorbereiteten,
Leslie den Puls maßen
und sein Herz
abhorchten, eilte Carlson

immer wieder ungeduldig
in den Saal hinüber, um
sich nach Merais'
Verbleib zu erkundigen.

»Da haben Sie's!« schrie
er Gilbert an, als er das
dritte Mal unverrichteter
Dinge zurückkehrte. »Ich
hatte recht. Merais ist

nicht gekommen.«

Gilbert zuckte nur die Achseln.

Im selben Augenblick flog die Tür jedoch krachend auf, und an der Schwelle erschien der Dichter. Sein Gesicht und seine Kleidung

zeigten noch deutliche
Spuren einer
feuchtfröhlich
verbrachten Nacht. Der
unstete Blick, das
dämmliche Lächeln und
der unsichere Gang
ließen erkennen, dass
der nächtliche Rausch

noch längst nicht
verfliegen war.

Wutentbrannt stürzte
Carlson auf Merais zu:
»Das ist unerhört! Sie
sind ja betrunken!«

Merais grinste und hatte
alle Mühe, sein
Gleichgewicht zu

bewahren. »Bei uns in Frankreich«, erwiderte er, »ist es Sitte, den zum Tode Verurteilten einen letzten Wunsch zu erfüllen und ihnen vor der Hinrichtung alle Speisen und Weine vorzusetzen, die sie sich

nur wünschen. Auf diese Weise trinken sich viele vor ihrem Ableben zu Tode. Sie wollen mich in Anabiose versetzen. Das aber ist weder Leben noch Tod. Deshalb habe ich die goldene Mitte gewählt und bin jetzt

weder betrunken noch nüchtern.«

Das Gespräch wurde durch einen plötzlichen Aufschrei des Chirurgen unterbrochen: »Halt! Geben Sie mir eine frische Lösung! Füllen Sie sie in ein neues, steriles

Gefäß!«

Carlson blickte sich um. Der halb entkleidete Edward Leslie saß, mit seiner eingefallenen Brust schwer atmend, auf einem weißen Stuhl. Der Chirurg hielt mit einer Pinzette die bereits

geöffnete Vene zu.

»Wie Sie sehen«, sagte
der Arzt aufgeregt zu der
barmherzigen Schwester,
die das Glas mit der
chemischen Lösung
hochhielt, »ist die
Flüssigkeit trübe
geworden! Geben Sie mir

eine neue Dosis! Die Flüssigkeit muss absolut klar sein!«

Jemand reichte der Schwester rasch die Flasche mit der Lösung und ein sauberes Glas. Der Arzt führte die Injektion aus.

»Wie fühlen Sie sich?«

»Danke«, erwiderte der
Astronom, »es geht.«

Anschließend erhielt
auch Merais seine
Spritze.

In leichte,
wärmedurchlässige
Kleidung gehüllt, führte

man sie in den Saal.

Die aufgeregte
murmelnde Menge
verstummte. Mit Hilfe
einer Leiter erklimmen
Leslie und Merais die
»Schafotte« und legten
sich in ihre gläsernen
Särge.

Und hier, bereits auf dem
weißen Laken
ausgestreckt,
deklamierte Merais
plötzlich mit heiserer
Stimme ein Epitaph, das
der römische Dichter
Ennius einst für Scipio
verfasst hatte:

»Den, der begraben hier liegt, haben Landsleute nicht und nicht Fremde so zu ehren vermocht, wie es ihm rechtens gebührt.«

Worauf er überraschend einschlief und das laute Schnarchen eines

Betrunkenen hören ließ.
Edward Leslie lag da wie
ein Toter. Seine
Gesichtszüge waren spitz
geworden. Sein Atem
ging hastig und flach.
Den Blick unverwandt
auf das Thermometer
gerichtet, kühlte der

Chirurg die Luft zwischen
den Glaswänden ab.

Je tiefer die Temperatur
sank, um so leiser wurde
Merais' Schnarchen.

Leslies Atemzüge waren
kaum zu hören. Merais
bewegte noch ein,
zweimal den Arm und lag

dann völlig still. Leslies Augen standen halb offen. Schließlich hörte bei beiden die Atmung auf, und Leslies Augen wurden trübe. Im selben Moment schob man die gläsernen Deckel über die »Särge«. Nun erfolgte

kein Luftzutritt mehr.

»Minus einundzwanzig Grad Celsius. Die Anabiose ist eingetreten!« sagte der Chirurg in die Stille hinein. Der Saal leerte sich allmählich.

Gilbert, Carlson und der

Chirurg begaben sich in den Nebenraum. Der Chirurg machte sich sofort an eine chemische Analyse. Gilbert blickte finster drein.

»Ziemlich deprimierend das Ganze. Ich bin nach wie vor der Ansicht, dass

man dem Publikum nur
das Erwachen vorführen
sollte.

Diese
Begräbnisszenerie nimmt
jedem die Lust, sich in
Anabiose versetzen zu
lassen. Nur gut, dass
dieser Taugenichts von
Dichter die Sache ein

bisschen aufgelockert
hat.«

»Teilweise muss ich
Ihnen recht geben,
Gilbert«, erwiderte
Carlson. »Es war kein
heiterer Anblick, das
stimmt. Aber die Leute
müssen alles von Anfang

an miterleben, sonst
glauben sie uns nicht!
Unsere Toten sind unter
ständiger Aufsicht. Sie
können zu jeder Tages-
und Nachtzeit besichtigt
werden. Und was wir bei
dem Begräbnis
eingebüßt haben,

gewinnen wir bei der
Auferstehung doppelt
und dreifach zurück.
Mich beschäftigt etwas
anderes: Diese Spritzerei
ist ziemlich unangenehm
und aufwendig. Für das
Einfrieren großer
Menschenmengen ist sie

nicht geeignet. Aber ich habe die Nachricht erhalten, dass Professor Wagner ein einfacheres Verfahren entwickelt hat, bei dem die notwendige Veränderung des Blutes durch das Einatmen besonderer Dämpfe

bewirkt wird.«

»Verflixt noch mal! Das habe ich geahnt!« rief der Chirurg plötzlich aus und hob das mit einer Flüssigkeit gefüllte Reagenzglas.

»Was gibt's, Doktor?«

»Was es gibt? Nicht mehr

und nicht weniger, als
dass unser ganzes
Experiment und Professor
Leslies Leben an einem
dünnen Faden hingen.
Wie Sie sich erinnern
werden, stellte ich
während der Injektion
fest, dass die Flüssigkeit

trübe geworden war. Das
aber hätte auf keinen
Fall passieren dürfen.
Schließlich hatte ich die
Lösung eigenhändig
unter absolut sterilen
Bedingungen hergestellt.
Nun bin ich der Ursache
für diese Eintrübung

nachgegangen.«

»Und was haben Sie
entdeckt?« fragte

Gilbert.

»Blausäure.«

»Gut!«

»Und zwar eins der
stärksten. Bei Blausäure
tritt die tödliche Wirkung

sofort ein, und eine
Rettung ist nicht
möglich.«

»Aber wie ist sie in die
Lösung geraten?« »Ja,
das ist die Frage!«

»Das war Arthur Leslie.
Der untröstliche Neffe
des Astronomen. Gilbert,

erinnern Sie sich an
seine Bitte und an seine
anschließende Drohung?
Ist das ein Halunke! Und
was für eine Trauermiene
hat er hier zur Schau
getragen!«

»Aber wann soll er das
getan haben? Er ist den

Apparaten doch
anscheinend gar nicht
nahegekommen.«

»Tja«, murmelte der
Chirurg nachdenklich,
»vielleicht sind noch
andere in diese Sache
verwickelt.

Möglicherweise die

barmherzige Schwester?«

»Wir müssen die Polizei einschalten! Schließlich ist das ein Verbrechen!« rief Gilbert empört.

»Auf keinen Fall!« protestierte Carlson.

»Das würde nur unserem Ansehen schaden,

besonders unter den
Arbeitern, mit denen wir
doch letzten Endes
rechnen. Und was kann
die Polizei schon
ausrichten? Wen sollen
wir beschuldigen? Arthur
Leslie als interessierte
Person? Aber es gibt

keinerlei Beweise dafür,
dass er etwas mit dem
Verbrechen zu tun hat.«

»Vielleicht haben Sie
recht«, brummte Gilbert
nachdenklich. »Aber auf
jeden Fall müssen wir
von nun an sehr
vorsichtig sein.«

4

Die Auferstehung von
den Toten

Ein Monat war
vergangen. Der Tag der
»Auferstehung« rückte
näher. Unter den
Londonern herrschte

Aufregung. Sie schlossen
Wetten darüber ab, ob es
gelingen würde, die in
Anabiose Versetzten
wiederzuerwecken.

In der Nacht vor der
Wiederbelebung
untersuchte der Chirurg
die beiden

Versuchspersonen in
Gegenwart von Gilbert
und Carlson. Leslie und
Merais lagen da wie Tote,
kalt und leblos. Der
Chirurg klopfte mit
seinem Hämmerchen
gegen die gefrorenen
Lippen des Dichters, und

die Schläge hallten
durch den leeren Saal,
als klopfe er gegen ein
Stück Holz. Die Wimpern
des Dichters waren von
der dem Körper
entwichenen Wärme
bereift.

Bei der Untersuchung

des Astronomen
entdeckten die scharfen
Augen des Chirurgen auf
dem entblößten Arm eine
kleine Erhebung unter
der Haut. An ihrer Spitze
schimmerte ein kaum
sichtbarer Fleck, der von
einer Injektion

herzurühren schien, und
darunter blinkte ein
gefrorener Tropfen.

Der Chirurg schüttelte
missbilligend den Kopf.

Er kratzte den
gefrorenen Tropfen mit
der Lanzette ab, trug das
Eisklumpchen vorsichtig

in den Nebenraum und analysierte es dort. Carlson und Gilbert sahen ihm dabei aufmerksam zu.

»Na, was ist?«

»Genau dasselbe! Wieder Blausäure! Trotz all unserer

Vorsichtsmaßnahmen ist
es Arthur Leslie
offensichtlich doch
gelingen, seinem
geliebten Onkel ein paar
Tropfen des tödlichen
Giftes unter die Haut zu
spritzen!«

Gilbert und Carlson

waren wie vor den Kopf
geschlagen.

»Nun ist alles verloren!«

murmelte Gilbert

verzweifelt. »Edward

Leslie wird nicht wieder

aufwachen. Unser

Unternehmen ist

hoffnungslos

kompromittiert!«

Carlson war außer sich.

»Der Halunke gehört vors Gericht. Jetzt sehe ich ein, dass wir diesen Verbrecher der Rechtsprechung übergeben müssen, auch wenn ein Skandal uns

noch so sehr schadet!«

Der Chirurg stützte den Kopf in die Hände und dachte nach.

»Warten Sie, vielleicht ist noch nicht alles verloren!« sagte er schließlich. »Vergessen Sie nicht, dass das Gift

unter die Haut eines
steifgefrorenen Körpers
gespritzt wurde, in dem
alle Lebensprozesse
ruhen. Es dürfte also
nicht allzu tief
eingedrungen sein. Da
der Blutkreislauf
unterbrochen ist, kann

das Gift auch nicht in die Blutbahn gelangt sein. Falls die giftige Flüssigkeit vorher erwärmt wurde, mag eine geringe Menge davon unter die Haut geraten sein, die sich unter der Wärmeeinwirkung

ausgedehnt hat. Weiter
aber kann das Gift nicht
gedrungen sein. Der
Tropfen, der an der
Einstichstelle
ausgetreten ist, lässt
darauf schließen, dass
der Verbrecher keine
größere Menge

einspritzen konnte.«

»Aber ein Tropfen genügt doch, um einen Menschen zu vergiften?«

»Das ist richtig. Diesen Tropfen können wir jedoch seelenruhig entfernen, indem wir ihn zusammen mit einem

Stück Fleisch
herausschneiden.«

»Glauben Sie wirklich,
dass ein Mensch, in
dessen Körper sich zwei,
drei Wochen lang eine
giftige Flüssigkeit
befunden hat,
weiterleben kann?

»Warum nicht? Man muss
nur etwas tiefer
schneiden, damit nichts
von dem Gift im Körper
verbleibt! Eine auch nur
teilweise Erwärmung
wäre riskant. Hier muss
regelrecht unter
Vereisung operiert

werden.«

Der Chirurg nahm sein
Hämmerchen und ein
Instrument, das große
Ähnlichkeit mit einem
Meißel hatte, trat zu dem
gefrorenen Körper und
schabte den Höcker ab,
wobei er sich wie ein

Bildhauer an einer
Marmorstatue betätigte.
Haut und Muskeln
rieselten als winzige
Eissplitter auf den Boden
des Glaskastens. Im Arm
bildete sich rasch eine
kleine Vertiefung.

»Nun, das dürfte

genügen.«

Die Splitter wurden sorgfältig aufgelesen und die Vertiefung im Arm mit Jod ausgepinselt, das auf der Stelle erstarrte.

Draußen setzte der Straßenverkehr ein. Vor dem Haus wartete

bereits eine lange
Schlange. Die Türen
wurden geöffnet, und die
Menschen strömten in
den Saal.

Punkt zwölf Uhr hoben
sich die gläsernen
Deckel, und der Chirurg
sorgte, ohne das

Thermometer aus den Augen zu lassen, für eine langsame Erhöhung der Temperatur.

»Achtzehn ... zehn ... fünf Grad minus. Null! Eins ... zwei ... fünf Grad über Null!« Eine Pause trat ein.

Der Reif auf Merais'
Wimpern schmolz und
sammelte sich in den
Augenwinkeln wie
Tränen.

Der erste, der sich regte,
war Merais. Die
Spannung im Saal
erreichte ihren

Höhepunkt. Und mitten
in die Stille hinein nieste
Merais plötzlich
geräuschvoll. Dadurch
entlud sich die
Spannung, und die
Menge begann zu
summen wie ein
Bienenkorb. Merais hob

den Kopf, setzte sich in
seinem Glaskasten auf,
gähnte und blickte
verschlafen in die
Menge.

»Guten Morgen!« sagte
jemand in scherzhaftem
Ton zu ihm.

»Guten Morgen! Aber ich

bin noch todmüde.« Und
Merais' Kopf sank wieder
nach hinten.

Im Publikum ertönte
Gelächter.

»Der eine Monat hat ihm
zum Ausschlafen nicht
gereicht!«

»Der ist ja betrunken!«

riefen einige Leute.

»Als Mister Merais sich damals hier einfand«, erklärte der Chirurg mit lauter Stimme, »war er angetrunken. Und in diesem Zustand versetzten wir ihn in die Anabiose, die alle

Prozesse im Organismus zum Stillstand bringt. Jetzt, bei der Rückkehr ins Leben, ist Mister Merais natürlich noch immer beschwipst. Und da er die Nacht vor der Anabiose offensichtlich durchwacht hat, verspürt

er nun ein starkes
Schlafbedürfnis. Denn
die Anabiose ist kein
Schlaf, sondern ein
Mittelding zwischen
Schlaf und Leben.«

»Blut! Blut!« hörte man
eine erschrockene
Frauenstimme rufen.

Der Chirurg sah sich um.
Die Blicke der Menge
waren auf Leslie
gerichtet. Auf dem Ärmel
seines Kittels breitete
sich ein Blutfleck aus.

»Kein Grund zur
Aufregung!« rief der
Chirurg. »Das ist eine

völlig harmlose Sache.
Während der Anabiose
mussten wir an Professor
Leslie eine kleine
Operation vornehmen,
die jedoch nichts mit
unserem Experiment zu
tun hat. Nun, da eine
Erwärmung des Körpers

eingetreten und der Blutkreislauf wieder in Gang gekommen ist, tritt aus der Wunde Blut. Das ist alles. Wir werden ihm gleich einen Verband anlegen.« Der Chirurg riss Leslie's Ärmel auf und verband rasch den Arm.

Dabei kam Leslie zu sich.

»Wie fühlen Sie sich, Professor?«

»Danke, gut. Es atmet sich irgendwie leichter.«

Und tatsächlich ging
Leslies Atem
gleichmäßig, und seine
Brust hob sich nicht mehr

so krampfhaft wie zuvor.

»Wie Sie sehen«, sagte
der Chirurg, zur Menge
gewandt, »ist unser
Experiment gelungen.
Anschließend erfolgt
eine fachärztliche
Untersuchung der
Versuchspersonen.«

Angeregt plaudernd,
ging die Menge
auseinander, Merais und
Leslie aber begaben sich
in den Nebenraum.

5

Ein einträgliches
Geschäft

Bei der gründlichen
medizinischen
Untersuchung Edward
Leslies wurde eine
überraschende
Auswirkung der Anabiose
festgestellt. Die
niedrigen Temperaturen

hatten sämtliche
Tuberkelbazillen in
Leslies kranken Lungen
abgetötet und den
Astronom somit von der
Tuberkulose geheilt.

Dies war zwar bei
Bachmetjews Versuchen
bereits vermutet worden,

aber nun hatte es sich als
eine unwiderlegbare
Tatsache erwiesen, die
das Problem des Kampfes
mit der Tuberkulose,
dieser schrecklichen
Geißel der Menschheit,
aufs glänzendste löste.
Carlson sollte recht

behalten: Edward Leslie und Merais waren nun die populärsten Männer Londons, ja der ganzen Welt. Sie wurden interviewt, fotografiert und zu Öffentlichen Vorträgen eingeladen. Der Astronom fühlte sich

nun zwar wieder völlig gesund, litt aber unter diesem ungewohnten Trubel. Er bestand darauf, ihn von neuem bis zum Jahre 1933 in Anabiose zu versetzen.

»Ich muss mich für die Wissenschaft

konservieren«, sagte er.
Und sein Wunsch ging in
Erfüllung. Man brachte
ihn nach Grönland. Er
fuhr als erster in die
tiefen Schächte des
»Konservatoriums« ein,
wie man diese
unterirdischen Räume für

das massenhafte
Einfrieren von Menschen
nannte.

Merais dagegen genoss
es, von den Wogen der
Publicity getragen zu
werden. Er begnügte sich
nicht mit öffentlichen
Auftritten, er verfasste

auch ein Poem mit dem
Titel »Am anderen Ufer
des Styx«. Darin
schilderte er, wie seine
Seele, von den Fesseln
des erstarrten Körpers
befreit, durch den blauen
Äther des Weltraums
schwebte und auf den

leuchtenden Ringen des
Saturn schwamm. Die
Seele des' Dichters
weilte auch auf den
Planeten ferner Sterne:
»Dort, wo violette
Blumenmenschen
wachsen und das ewige
Lied vom Glück singen«.

Sie wirbelte durch die Räume der vierten Dimension, wo alle Dinge nicht nur nach Breite, Länge und Tiefe gemessen werden.

»Auf Erden fehlt da jeglicher Vergleich«, schrieb Merais und

schilderte verworren die
Existenzbedingungen in
der Welt der vierten
Dimension, »wo jede Zeit
aufhört«, wo man
Begriffe wie »außen« und
»innen« nicht kennt und
alle Gegenstände
einander durchdringen,

ohne ihre Formen zu
vermischen. Er beschrieb
ungewöhnliche
Begegnungen auf der
Milchstraße, die über den
uns bekannten
Sternenhimmel
hinausführt.
Natürlich hielt Merais´

Poem
keiner
wissenschaftlichen Kritik
stand: Im Zustand der
Anabiose konnte er mit
seinem tiefgefrorenen
Gehirn nicht einmal
Träume sehen. Aber das
sensationshungrige, zum
Mystizismus neigende

Publikum berauschte sich
an seinen
phantastischen Bildern.
Liebhaber starker
Gefühle verspürten den
Wunsch, selbst einmal
»die grenzenlosen Räume
zu durchheilen«. Natürlich
empfanden sie in

Anabiose nicht mehr als
gewöhnliches
Gefrierfleisch, aber als
sie »erwachten«,
bestätigten sie Merais'
Lüge.

Die Anabiose brachte
Gilbert Gewinne, die alle
Erwartungen übertrafen.

Außer Liebhabern starker
Gefühle strömten Tbc-
Kranke aus aller "Welt zu
ihm. Das grönländische
»Sanatorium« wirkte
Wunder. Die Kranken
fanden hier völlige
Genesung. Bald aber
stellten sich neue

Klienten ein. Die
englische Regierung
fand es »humaner« und
vor allem billiger,
»unverbesserliche«

Verbrecher in Anabiose
zu versetzen, statt sie
lebenslänglich
einzusperren oder zum

Tode zu verurteilen.

Zu guter Letzt wurde die
Anabiose auch bei
Viehtransporten
angewandt. Statt des
fade schmeckenden, auf
gewöhnliche Art
eingefrorenen Fleisches,
das aus Australien

bezogen wurde, brachte
man die Tiere jetzt im
Zustand der Anabiose
nach England.
Unterwegs brauchten sie
kein Futter, und nach
ihrer Ankunft wurden sie
aufgetaut und
wiederbelebt. So

gelangte frisches, billiges
Fleisch auf den Tisch der
Engländer.

Carlson rieb sich die
Hände. Sein Anteil an
den riesigen Einnahmen,
die die Anabiose
erbrachte, war nicht
gerade gering.

»Na«, sagte er voller Stolz zu Gilbert, »wissen Sie nun, was ein Pläneschmied ist? Ihr Geld und meine Projekte haben Ihnen Millionen eingebracht. Ohne mich hätten Sie mit Ihren Kohlegruben längst

Pleite gemacht!«

»Die Gruben sind auch heute noch ein Verlustgeschäft für mich«, erwiderte Gilbert.

»Die Kohle lässt sich nicht absetzen, die Arbeiter geben nicht nach, und die Regierung

verweigert

Subventionen. Tja,

Carlson, das Leben ist eine harte Nuss! Sie sind ein guter Pläneschmied, aber das Leben richtet sich nicht nach unseren Plänen. Wir wollten Arbeitslose mitsamt ihren

Familien einfrieren, statt dessen haben wir unsere Kühlräume in Sanatorien und Gefängnisse verwandelt!«

»Nur Geduld! Auch die Arbeiter werden kommen! Sie, Gilbert, verfügen jetzt über freies

Kapital. Versprechen Sie
den Arbeitern für den
Fall, dass sich das
Familienoberhaupt in
Anabiose versetzen lässt,
einen guten Unterhalt.
Und glauben Sie mir, sie
werden anbeißen! Wenn
sie sich erst an die

Anabiose gewöhnt
haben, können wir die
Gratifikationen kürzen.
Zum Schluss werden sich
die Arbeitslosen, nur um
nicht hungern zu müssen,
darum reißen, mit ihren
Farnilien eingefroren zu
werden. Sie werden

schon noch kommen! Die
Not wird sie uns in die
Arme treiben! Glauben
Sie mir, sie werden
kommen!«

Und sie kamen ...

6

In Grönlands Eis

Ein kalter Herbstwind
fegte durch die Straßen.
Der junge Häuer aus den
Gruben von Cardiff ging
mit gesenktem Kopf
langsam auf ein kleines
Einfamilienhaus zu, das
durch die kahlen Zweige

des Gartens schimmerte.
Benjamin Johnson stand
eine Weile vor der Tür,
bevor er sie mit einem
tiefen Seufzer öffnete
und zaghaft ins Haus
trat.

Seine Frau, Frederica
Johnson, spülte neben

dem großen Kamin das
Geschirr. Sein

zweijähriger Sohn

Samuel schlief schon.

Frederica blickte ihren
Mann fragend an.

Johnson ließ sich, ohne
den Mantel auszuziehen,
auf einen Stuhl sinken

und sagte leise: »Ich
konnte nichts
auftreiben.«

Der Teller entglitt
Fredericas Hand und fiel
scheppernd ins
Waschbecken.

Erschrocken drehte sie
sich nach dem Kind um,

aber Samuel schlief fest.

»Das Streikkomitee hat keine Mittel mehr. Und der Laden gibt uns nichts mehr auf Kredit ...«

Frederica ließ das Geschirr stehen, rieb ihre Hände an der Schürze trocken, setzte sich

wortlos an den Tisch und
starrte in eine Ecke, um
ihre Erregung zu
verbergen.

Johnson zog langsam
eine zerdrückte Zeitung
aus der Tasche seines für
die Jahreszeit viel zu
dünnen Mantels und

legte sie vor Frederica
auf den Tisch.

»Hier, lies mal.«

Frederica wischte die
Tränen ab, die ihr den
Blick verschleierten, und
las die großaufgemachte
Anzeige:

»Fünf Pfund in der Woche

erhalten Familien von
Arbeitern, die bereit sind,
bis zum Frühling zu
schlafen ...«

Anschließend wurde
erklärt, was es mit der
Anabiose auf sich hatte.
Frederica hatte schon
davon gehört. Gilberts

Agenten machten seit
einiger Zeit unter den
Arbeitern für die
Anabiose Propaganda.

»Das wirst du nicht tun!«
sagte sie resolut. »Wir
sind doch keine Tiere,
dass wir uns einfrieren
lassen!«

»Selbst Gentlemen aus der Stadt sind sich dafür nicht zu gut!«

»Deine vollgefressenen Gentlemen wissen vor Übermut nicht, wohin mit sich. Was die tun, geht uns nichts an!«

»Hör zu, Frederica, es ist

doch wirklich kein Drama
und keine Schande, sich
in Anabiose versetzen zu
lassen. Und für mich ist
die Sache ganz harmlos.
So betätige ich mich
nicht als Streikbrecher
und nehme niemandem
etwas weg.«

»Und was ist mit uns
beiden? Schließlich bist
du eine Zeitlang so gut
wie tot. Wir sollten lieber
um unser Lebensrecht
kämpfen, statt als
Gefrierfleisch irgendwo
herumzuliegen, bis es
den Herrschaften

einfällt, uns wieder zum Leben zu' erwecken!«

Frederica redete sich in Rage und wurde ein wenig laut.

Der kleine Samuel erwachte, fing an zu weinen und bat um etwas zu essen. Frederica nahm

ihn in die Arme und
wiegte ihn in den Schlaf.
Johnson blickte traurig
auf das blonde Köpfchen
seines Sohnes. Wie blass
der Junge in letzter Zeit
geworden war! Und auch
Fredericas Wangen
waren nicht mehr so

rosig wie einst...

Als das Kind
eingeschlafen war, setzte
Frederica sich an den
Tisch und schlug die
Hände vors Gesicht. Sie
konnte ihre Tränen nicht
langer zurückhalten.

Benjamin strich mit

seiner rauen Hand über
ihr seidenweiches Haar,
das ebenso hell war wie
das des Sohnes, und
redete ihr zu wie einem
Kind: »Mir blutet das
Herz, wenn ich euch
ansehe!'Versteh mich
doch! Schon morgen

könnte vor Samuel ein
großer Becher mit
dampfender Milch und
frisches Weißbrot stehen,
und du hättest ein gutes
Stück Rindfleisch,
Kartoffeln, Butter und
Kaffee auf dem Tisch ...
Natürlich fällt's mir

schwer, mich von euch zu trennen, aber es ist doch nur bis zum Frühling! Zur Apfelblüte bin ich wieder hier. Und ihr beide blüht und gedeiht dann genauso wie unsere Apfelbäume!«

Frederica schluchzte

noch einmal auf und
sagte nichts mehr.

»Es ist Zeit schlafen zu
gehen, Ben.«

Mehr sprachen sie an
diesem Abend nicht.

Aber Benjamin wusste,
dass sie einverstanden
war. Am nächsten Tag

verabschiedete er sich
von Frau und Kind und
stieg in ein
Passagierflugzeug nach
Grönland.

Die graugrüne
Wasserfläche des
Atlantiks wurde von
rauen Bildern des

Nordens abgelöst. Eine
Eiswüste mit hier und da
aufragenden Berggipfeln
... Von Zeit zu Zeit ging
die Maschine tiefer, und
man sah die Herren
dieser Einöde: Eisbären.
Beim Anblick des
Flugzeugs bäumten sie

sich erschrocken auf,
hoben die Tatzen, als
bäten sie um Schonung,
und ergriffen dann mit
überraschender
Geschwindigkeit die
Flucht.

Bei ihrem Anblick musste
Johnson unwillkürlich

lächeln. Er beneidete diese Tiere um ihr hartes, aber freies Leben.

In der Ferne tauchten ein paar Gebäude und ein Flugplatz auf.

»Wir sind da!«

Alles übrige ging ungewöhnlich rasch.

Man führte Johnson ins
Büro des
»Konservatoriums«, wo
man seinen Namen und
seine Adresse notierte
und ihm eine Nummer
ums Handgelenk band.
Dann ging es hinunter.
Der Förderkorb glitt in

atemberaubendem

Tempo abwärts und
kreuzte eine Reihe
horizontal verlaufender
Stollen.

Die Temperatur stieg
allmählich an. Während
oben erhebliche
Minusgrade geherrscht

hatten, war es weiter unten zehn Grad warm.

Mit einem Ruck blieb der Förderkorb stehen.

Johnson kam in einen hell erleuchteten Raum, in dessen Mitte ein Podest aufragte, von dem vier Drahtseile zu einer

großen Öffnung in der Decke führten. Auf dem Podest stand ein niedriges, mit einem weißen Laken bezogenes Bett. Johnson erhielt einen leichten Kittel und wurde aufgefordert, sich aufs Bett zu legen. Man

stülpte ihm eine Maske
über und ließ ihn
irgendwelche Dämpfe
einatmen.

»Fertig!« hörte er die
Stimme des Arztes. .

Und im selben
Augenblick schwebte das
Podest mitsamt seinem

Bett in die Höhe. Bald
fühlte er es immer kälter
werden. Zu guter Letzt
wurde die Kälte
unerträglich. Er
versuchte zu schreien
und das Podest zu
verlassen, aber seine
Glieder waren wie

erstarrt ... Sein
Bewusstsein trübte sich.
Und plötzlich rieselte
eine angenehme Wärme
durch seinen Körper.
Aber das war eine
Täuschung, der alle
Erfrierenden unterliegen:
In einer letzten

Anstrengung erhöht der
Organismus die
Körpertemperatur, um
seine ganze Wärme dann
an den kalten Raum
abzugeben. In diesem
kurzen Moment dachte
Johnson ungewöhnlich
rasch und klar.

Genaugenommen waren
das keine Gedanken,
sondern überdeutliche
Bilder. Er sah seinen von
der Sonne überfluteten
Garten, die in einem
Blütenmeer
versinkenden
Apfelbäume, den gelben

Weg, auf dem sein
kleiner Samuel ihm
entgegengelassen kam,
und die lächelnde, junge,
rotwangige, blonde
Frederica ...

Dann verblasste alles,
und er verlor endgültig
das Bewusstsein.

Einen Augenblick später kam er wieder zu sich und schlug die Augen auf.

Ein junger Mann beugte sich über ihn.

»Wie fühlen Sie sich, Johnson?« fragte der junge Mann lächelnd.

»Danke, ein wenig schwach, im allgemeinen aber nicht schlecht«, erwiderte Johnson und sah sich um. Er befand sich in einem weißen, hell erleuchteten Zimmer.

»Stärken Sie sich erst

einmal mit einem Glas
Wein und einer Bouillon,
und dann brechen wir
auf!«

»Aber was ist mit der
Anabiose, Doktor? Hat
was nicht geklappt, oder
werden in den Gruben
dringend Arbeiter

gebraucht?«

Der junge Mann lächelte.

»Ich bin kein Doktor.

Machen wir uns bekannt:

Mein Name ist Crookes.«

Und er reichte Johnson

die Hand. »Die Anabiose

hat geklappt, aber

darüber unterhalten wir

uns später. Ein Flugzeug wartet auf uns!«

Johnson wunderte sich, dass alles so schnell zu Ende war, zog sich rasch an und fuhr zusammen mit Crookes aus dem Schacht.

Und Frederica hat

vielleicht die ganze
Nacht geweint, dachte
er, in Gedanken an das
baldige Wiedersehen
lächelnd..

Am Eingang in das
unterirdische Reich
stand eine große
Passagiermaschine.

Ringsum breitete sich
eine ewige Eiswüste aus.
Es war Nacht. Flackernde
Nordlichter streuten ihr
zartes Farbenspiel über
den Himmel.

Voller Behagen atmete
der in einen warmen Pelz
gehüllte Johnson die

klare Frostluft ein.

»Ich bringe Sie nach Hause!« erklärte Crookes, während er Johnson über die Gangway in die Kabine führte.

Das Flugzeug erhob sich rasch in die Luft.

Johnson erblickte wieder

dieselbe Landschaft, die
er schon einmal
überflogen hatte,
dieselben vereisten
Krater, die von Zeit zu
Zeit gleich Hügelgräbern
in der Steppe aufragten,
dieselben Eisbären, die er
vor kurzem noch

beneidet hatte. Und da
waren auch wieder die
ehrwürdigen grauen
Wogen des Atlantiks.
Nicht lange, und schon
tauchte im graublauen
Nebel fern am Horizont
die Küste Englands auf.
Cardiff ... die Gruben ...

die gemütlichen
Einfamilienhäuser ... Und
da war auch sein helles,
im dichten Grün des
Gartens versinkendes
Häuschen. Johnson
bekam Herzklopfen.
Gleich würde er
Frederica wiedersehen,

den kleinen Samuel in die Arme nehmen und in die Luft werfen.

»Mehr, mehr!« würde der Kleine wie immer rufen. Das Flugzeug beschrieb eine scharfe Kurve und landete auf der Wiese neben Johnsons Haus.

7

Die Heimkehr

Voller Ungeduld
kletterte Johnson aus der
Kabine. Die Luft war
mild. Er warf den Pelz ab

und lief zu seinem Haus.
Crookes konnte ihm
kaum folgen.

Es war ein herrlicher
Spätsommerabend. In
der untergehenden
Sonne leuchteten große
rote Äpfel an den
Bäumen.

»Nanu«, meinte Johnson
erstaunt,- »habe ich etwa
bis zum Herbst
durchgeschlafen?«

Er lief zum Gartenzaun
und sah seinen Sohn und
seine Frau vor sich. Der
kleine Samuel saß
zwischen Herbstblumen

und warf seiner Mutter
lachend Äpfel zu.
Fredericas Gesicht war
hinter den Zweigen des
Apfelbaums verborgen.
»Samuel! Frederica!« rief
Johnson freudig aus,
sprang über den
niedrigen Zaun und eilte

quer durch die Beete auf
Frau und Sohn zu. ■

Statt jedoch seinem
Vater

entgegenzustürzen, fing
der Kleine bei Johnsons
Anblick an zu weinen und
lief erschrocken zu seiner
Mutter.

Johnson blieb stehen und erkannte plötzlich, dass er sich geirrt hatte: Das waren nicht Samuel und Frederica, obwohl der Junge seinem Sohn sehr ähnlich sah. Die junge Mutter trat hinter dem Baum hervor. Sie war in

Fredericas Alter und
ebenso zart und
rotwangig wie sie. Aber
sie hatte dunkleres Haar.
Natürlich war das nicht
Frederica! "Wie hatte er
sich nur so täuschen
können! Wahrscheinlich
war' das eine Nachbarin

oder eine Freundin von
Frederica.

Johnson trat langsam
näher und verbeugte
sich. Die junge Frau
blickte ihn
erwartungsvoll an.

»Entschuldigen Sie,
anscheinend habe ich

Ihrem Sohn einen
Schreck eingejagt«,
sagte er, während er das
Kind betrachtete und
sich über seine
Ähnlichkeit mit Samuel
wunderte. »Ist Frederica
zu Hause?«

»Welche Frederica?«

fragte die Frau.

»Frederica Johnson,
meine Frau!«

»Sie haben sich wohl in
der Adresse geirrt?«

erwiderte die Frau. »Hier
gibt's keine Frederica.«

»Na, das ist ja ein Ding!
Ich werde doch noch

mein eigenes Haus
kennen!«

»Ihr Haus?«

»Wessen sonst?«

Allmählich begann ihn
diese dumme Person
aufzuregen.

In die Haustür trat,
offensichtlich durch die

Stimmen herbeigelockt,
ein junger Mann von
etwa dreiunddreißig
Jahren.

»Was gibt's, Helen?«
fragte er, eine
Stummelpfeife paffend,
ohne die Stufen der
Außentreppe

herabzukommen.

»Es handelt sich darum«, erwiderte Johnson auf diese nicht an ihn gerichtete Frage, »dass sich hier während meiner Abwesenheit anscheinend einiges verändert hat. In meinem

Haus wohnen jetzt
andere Leute ...«

»In Ihrem Haus?« fragte
der junge Mann auf der
Außentreppe spöttisch.

»Jawohl, in meinem
Haus!« erwiderte
Johnson und wies auf
sein Heim.

»Mit wem habe ich denn
das Vergnügen?«
erkundigte sich der
junge Mann.

»Ich bin Benjamin
Johnson!«

»Benjamin Johnson?«
fragte der junge Mann
zurück und brach in

schallendes Gelächter
aus. »Hast du das gehört,
Helen?« sagte er zu
seiner Frau. »Da hat sich
noch ein Benjamin
Johnson eingefunden,
dem ebenfalls dieses
Haus gehört!«
»Ich darf Ihnen

versichern«, schaltete
sich der inzwischen
herangekommene
Crookes in die
Unterhaltung ein, »dass
tatsächlich Benjamin
Johnson vor Ihnen steht.«
Und er wies auf den
jungen Bergarbeiter.

»Das wird ja immer
schöner. Sogar einen
Zeugen hat er
mitgebracht! Und ich
darf Ihnen versichern,
dass das ein ziemlich
dummer Scherz ist. Ich
trage seit dreiunddreißig
Jahren den Namen

Benjamin Johnson, bin in diesem Haus zur Welt gekommen und sein Eigentümer, Sie aber wollen mir weismachen, dass Benjamin Johnson, der Besitzer dieses Hauses, jener junge Mann ist!«

»Ich will Ihnen nichts weismachen, sondern Sie davon überzeugen, falls Sie uns gestatten, ins Haus zu kommen und Sie über gewisse Umstände, die Ihnen offensichtlich unbekannt sind, aufzuklären.«

Crookes sprach in so überzeugendem Ton, dass der junge Mann ihn und Johnson nach kurzem Zögern ins Haus bat.

Aufgeregt betrat Johnson sein Haus, das er erst vor so kurzer Zeit verlassen

hatte. Noch immer hoffte er, Frederica auf ihrem gewohnten Platz am Kamin und ihr zu Füßen seinen auf dem Fußboden spielenden Sohn wiederzusehen. Aber die beiden waren nicht da ...

Neugierig musterte Johnson das Zimmer, in dem er so viele schöne und bittere Stunden verbracht hatte.

Die ganze Einrichtung war ihm unbekannt und

fremd.

Nur über dem Kamin
hingen noch die alten
bemalten Teller aus der
elisabethanischen
Epoche -
Familienerbstücke der
Johnsons.

In einem tiefen Sessel am

Kamin aber saß ein grauhaariger, klappriger alter Mann, dessen Füße trotz des warmen Tages in ein Plaid gehüllt waren. Der Alte empfing die Eintretenden mit abweisenden Blicken. »Vater«, sagte der junge

Mann zu ihm, »diese Leute hier behaupten, dass einer von ihnen Benjamin Johnson und damit der Besitzer dieses Hauses ist. Hast du vielleicht die Absicht, dir einen zweiten Sohn zuzulegen?«

»Benjamin Johnson«,
brabbelte der alte Mann,
während er Crookes
musterte. »So hieß mein
Vater. Aber der ist vor
langen Jahren in
Grönland, in diesem
verfluchten Gletscher,
umgekommen, in dem

man Menschen
eingefroren hat!«

»Gestatten Sie mir, Ihnen
zu erzählen, was wirklich
passiert ist«, entgegnete
Crookes. »Vor allem bin
nicht ich Johnson,
sondern dieser junge
Mann hier. Mein Name

ist Crookes. Ich bin
Wissenschaftler,
Historiker.«

Er wandte sich dem alten
Mann zu und berichtete,
was er wusste: »Wenn
mich nicht alles täuscht,
waren Sie zwei Jahre alt,
als Ihr Vater, Benjamin

Johnson, dem Kohlebaron
Gilbert an die Angel ging
und beschloss, sich
einfrieren zu lassen, um
Sie und Ihre Mutter in
der Zeit der
Arbeitslosigkeit vor dem
Verhungern zu
bewahren. Johnsons

Beispiel folgten bald
viele andere geplagte
und verzweifelte
Familienväter. Das bis
dahin leer stehende
Konservatorium an der
Nordwestküste
Grönlands füllte sich
rasch mit den Körpern

eingefrorener Arbeiter.
Carlson und Gilbert
hatten sich jedoch
verrechnet.

Das Einfrieren der
Arbeiter schaffte die
Krise, die den englischen
Kapitalismus
erschütterte, nicht aus

der Welt. Im Gegenteil:
Es fachte die
Leidenschaften des
Klassenkampfes nur noch
stärker an. Die
unbeugsamsten Arbeiter
waren empört über diese
Produktion menschlichen
Gefrierfleisches, wie sie

die Anwendung der
Anabiose für das
Konservieren von
Arbeitslosen nannten,
und bauten ihre
Agitation darauf auf. Es
kam zu einer Revolution.
Bewaffnete Arbeiter
brachten ein paar

Flugzeuge in ihre Gewalt
und flogen nach
Grönland, um ihre in den
ewigen Schlaf
versenkten Brüder zum
Leben zu erwecken und
sie in die Reihen der
Kämpfenden
aufzunehmen.

Um den Ereignissen
zuvorzukommen, gaben
Carlson und Gilbert ihren
Angestellten in Grönland
per Funk die Anweisung,
das Konservatorium in
die Luft zu sprengen.
Dieses Verbrechen
gedachten sie später als

Unglücksfall auszugeben.
Das Funktelegramm
wurde jedoch
abgefangen, und Carlson
und Gilbert erhielten ihre
gerechte Strafe.
Allerdings fliegen
Funkwellen schneller als
Flugzeuge, und als die

Piloten ihr Flugziel
erreichten, fanden sie
dort nur noch klaffende,
rauchende Abgründe,
Gebäudetrümmer und
Stücke gefrorenen
Menschenfleisches vor ...
Es gelang zwar, einige
bei der Katastrophe

unversehrt gebliebene
Körper zu bergen, aber
auch diese Menschen
waren anscheinend
durch die allzu rasche
Erwärmung
umgekommen oder
erstickt. Die
Bergungsarbeiten

wurden dadurch erschwert, dass die Pläne der unterirdischen Lager verschwunden waren. Und den Arbeitern blieb nichts anderes übrig, als an diesem traurigen Ort ein Mahnmal zu errichten. So vergingen

dreundsiebzig Jahre ...«

Johnson schrie
unwillkürlich auf.

»Und erst vor kurzem, als
ich anhand von
Archivmaterial die
Geschichte unserer
Revolution
rekonstruieren wollte,

entdeckte ich im Archiv
eines ehemaligen
Ministeriums einen
Antrag Gilberts, ihm den
Bau eines
Konservatoriums zum
Konservieren von
Arbeitslosen zu
genehmigen. Ausführlich

und beredt schildert
Gilbert darin, welchen
Nutzen man aus diesem
Mittel zur Beseitigung
der periodischen Krisen
und der mit ihnen
verbundenen
Arbeiterunruhen ziehen
könne. Der Antrag trug

die handschriftliche
Anweisung des Ministers:
Natürlich ist es besser,
wenn sie friedlich
schlafen, statt zu
rebellieren.

Genehmigung erteilen.

Am interessantesten aber
war, dass an Gilberts

Antrag ein Grundriss der Schächte angeheftet war. Und in diesem Grundriss wurde ich auf einen Stollen aufmerksam, der vom allgemeinen Netz sehr weit abzweigte. Ich weiß nicht, was die Erbauer

der Gruben bewogen
hatte, diesen Stollen ins
Eis zu treiben. Mich
interessierte etwas
anderes: Hier konnten
sich noch Menschen
befinden, die von der
Katastrophe verschont
geblieben waren. Sofort

machte ich unserer
Regierung davon
Mitteilung. Eine
Rettungsexpedition
wurde ausgerüstet, und
die Ausgrabungen
begannen. Nach
wochenlanger erfolgloser
Suche stießen wir

endlich auf den
gesuchten Stollen. Er war
kaum in Mitleidenschaft
gezogen, und wir
drangen immer tiefer in
ihn ein.

Ein schrecklicher Anblick
bot sich unseren Augen.
Entlang der Wände hatte

man in Dreierreihen
übereinander Nischen
angeordnet, und darin
lagen Menschen. In der
Nähe des Eingangs war
durch die Explosion
anscheinend heiße Luft
eingedrungen, die die in
Anabiose Daliegenden

augenblicklich getötet
hatte.

In der Mitte des Stollens
hatte sich die
Temperatur offensichtlich
langsamer erhöht, und
einige Arbeiter waren zu
sich gekommen,
anschließend aber

wahrscheinlich erstickt,
erfroren oder verhungert.
Ihre verzerrten Gesichter
und die krampfhaft
verrenkten Glieder
zeugten von ihren
Todesqualen.

In einem
abgeschlossenen Winkel

am äußersten Ende des
Stollens herrschte
gleichmäßige Kälte. Hier
entdeckten wir nur drei
Menschen, während die
übrigen Nischen leer
waren.

Wir begannen vorsichtig
mit der Wiederbelebung,

und wir hatten Glück.
Der erste der drei
Geretteten war der
bekannte Astronom
Edward Leslie, um den
die ganze gelehrte Welt
getrauert hatte, der
zweite der Dichter
Merais und der dritte

Benjamin Johnson, den
ich soeben mit einem
Flugzeug
hierhergebracht habe ...
Sollten Sie noch Zweifel
an meinen Worten
haben, so kann ich zu
ihrer Bestätigung
unbestreitbare Beweise

vorlegen. Das war's, was
ich Ihnen mitteilen
wollte!«

Alle saßen stumm und
wie vor den Kopf
geschlagen da.
Schließlich holte Johnson
tief Luft und sagte:
»Demnach habe ich

dreundsiebzig Jahre
geschlafen? Warum
haben Sie mir das nicht
gleich gesagt?« Er warf
Crookes einen
vorwurfsvollen Blick zu.

»Mein Lieber, ich habe es
nicht gewagt, Sie so kurz
nach Ihrem Erwachen

einer allzu starken
Erschütterung
auszusetzen.«

»Dreiundsiebzig Jahre!«
murmelte Johnson
nachdenklich- »Welches
Jahr haben wir jetzt
eigentlich?«

»Wir befinden uns im

Monat August des Jahres
1998.«

»Damals war ich
fünfundzwanzig. Also bin
ich jetzt achtundneunzig
...«

»Aber biologisch sind Sie
nach wie vor
fünfundzwanzig«,

erwiderte Crookes, »denn während der Anabiose ruhen alle Lebensprozesse.«

»Aber Frederica, meine Frederica!« rief Johnson voller Schmerz.

»Leider lebt sie schon lange nicht mehr«, sagte

Crookes.

»Meine Mutter ist vor
dreißig Jahren
gestorben«, brummte der
Greis.

»Na, das ist ein Ding!«
rief der junge Mann aus.
Und an Johnson
gewandt, sagte er:

»Demnach sind Sie mein Großvater! Dabei sind Sie jünger als ich und haben einen fünfundsiebzigjährigen Sohn!«

Johnson glaubte zu träumen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

»Ja, mein Sohn ...
Samuel! Dieser alte
Mann ist mein kleiner
Samuel! EredERICA lebt
nicht mehr, und Sie sind
mein Enkel«, murmelte er,
an seinen Namensvetter
Benjamin gewandt. »Und
wer ist die junge Dame

mit dem Kind?«

»Das sind meine Frau
und mein Sohn.«

»Ihr Sohn ... Also mein
Urenkel! Er ist im
gleichen Alter, in dem ich
meinen kleinen Samuel
verlassen habe!«

Johnson wollte es einfach

nicht in den Kopf hinein,
dass dieser hinfällige alte
Mann sein Sohn sein
sollte. Und auch der
Greis konnte sich nicht
mit dem Gedanken
anfreunden, in diesem
blühenden
Fünfundzwanzigjährigen

seinen Vater vor sich zu
haben ...

Völlig verwirrt und
verlegen schweigend
saßen sie einander
gegenüber ...

8

Ahasver

Fast zwei Monate waren
vergangen, seit Johnson
wieder ins Leben
zurückgekehrt war.

An einem kalten,
windigen Septembertag
spielte er im Garten mit
seinem Urenkel George.

Dieses Spiel bestand darin, dass der Junge sich in einen kleinen Flugapparat ~~ ein automatisch gesteuertes Kleinflugzeug - setzte. Johnson stellte die Steuerung ein, ließ den Motor an, und der Junge

flog, vor Freude
kreischend, in einer
Hohe von drei Metern
durch den Garten. Nach
etlichen Runden landete
der Apparat sacht an der
vorgesehenen Stelle.

An dieses neue, ihm
völlig unbekannte

Spielzeug konnte
Johnson sich nur mit
Mühe gewöhnen.
Immerzu fürchtete er,
dass eines Tages der
Mechanismus versagen,
das Kind abstürzen und
Schaden nehmen
könnte. Der Flugapparat

funktionierte jedoch
tadellos.

Früher hielten wir es
sogar für gefährlich, ein
Kind auf ein Fahrrad zu
setzen, dachte Johnson,
während er seinem
vorbeifliegenden Urenkel
hinterher blickte.

Plötzlich aber warf ein heftiger Windstoß das Kleinflugzeug aus seiner Bahn. Die automatische Steuerung stellte das gestörte Gleichgewicht zwar sofort wieder her, aber der Apparat hatte seine Flugrichtung

geändert, prallte gegen
einen Apfelbaum und
verfing sich in seinen
Ästen.

Das Kind fing vor
Schreck an zu schreien.
Der nicht weniger
erschrockene Johnson
stürzte zu seinem

Urenkel, um ihn zu befreien. Er kletterte rasch auf den Baum und holte den kleinen George herunter.

»"Wie oft habe ich euch gesagt, dass ihr eure Flugversuche woanders machen sollt!« Johnson

erkannte die Stimme
seines Sohnes Samuel.

Der alte Mann stand auf
der Außentreppe und
schüttelte wütend die
Faust.

»Dafür gibt's schließlich
einen Flugplatz, aber
nein, es muss unbedingt

in unserem Garten sein!
Sie können einfach nicht
hören! Ein Elend ist das
mit diesen Bengeln!
Wenn ihr mir meine
Apfelbäume zerbrecht,
könnt ihr was erleben!«
Johnson empörte dieser
greisenhafte Egoismus.

Der alte Samuel aß für
sein Leben gern
Backäpfel und sorgte
sich mehr um die
Apfelbäume als um das
Leben seines Enkels.

»Vergiss nicht, wer du
bist!« rief Johnson
seinem betagten Sohn

zu. »Diesen Garten habe ich angelegt, als an dich noch gar nicht zu denken war! Und schrei mich nicht so an. Bedenke, dass ich dein Vater bin!«

»Na und?« brummte der Alte. »Was kann ich dafür, wenn das

Schicksal mir einen
grünen Bengel zum Vater
beschert? Du könntest ja
mein Enkel sein! Älteren
hat man zu gehorchen!«
schloss er in
belehrendem Ton.

»Dem Vater hat man zu
gehorschen!« erwiderte

Johnson unnachgiebig,
während er seinen
Urenkel auf der Erde
absetzte. »Außerdem bin
ich mit meinen
achtundneunzig älter als
du!«

Der kleine George lief zu
seiner Mutter ins Haus.

Der alte Mann mummelte
noch eine Weile
unzufrieden vor sich hin,
winkte dann ärgerlich ab
und verschwand
ebenfalls.

Johnson trug den
Flugapparat in die große
Gartenlaube, die als

Hangar diente, und sank dort zwischen Schaufeln und Rechen müde auf eine Bank.

Er fühlte sich einsam und verlassen.

Mit seinem Sohn, diesem Greis, verstand er sich überhaupt nicht. Der

Vater fünfundzwanzig
und der Sohn
fünfundsiebzig - dieser
merkwürdige

Altersunterschied stand
wie eine Schranke
zwischen ihnen. Sosehr
Johnson sich auch
anstrengte, konnte er

doch zwei Bilder nicht in
einen sinnvollen
Zusammenhang bringen:
den kleinen,
zweijährigen Samuel und
diesen hinfälligen alten
Mann.

Am besten verstand er
sich noch mit seinem

Urenkel George. Kinder sind einander immer gleich. Der Geist der neuen Zeit hatte George seinen Stempel noch nicht aufdrücken können. Ein Kind in Georges Alter freut sich über einen Sonnenstrahl,

ein freundliches Lächeln
oder einen roten Apfel
genauso, wie dies ein
Kind in seinem Alter
auch schon vor tausend
Jahren getan hätte.
Obendrein ähnelte der
Junge seinem Sohn, dem
kleinen Samuel. Georges

Mutter Helen erinnerte ihn ein wenig an Frederica, und sein Blick ruhte oft voll trauriger Zärtlichkeit auf ihr. In Helens Augen erblickte er jedoch nichts anderes als eine Mischung aus Mitleid, Neugier und

Grauen, so als wäre er
ein dem Grab
entstiegener Geist.

Ihr Mann, Johnsons
Enkel, der seinen Namen
- Benjamin Johnson -
trug, aber stand ihm
ebenso fern wie alle
Menschen dieser neuen,

ihm fremden Generation.
Zum ersten Mal bekam
Johnson die Macht der
Zeit am eigenen Leib zu
spüren. So wie es einem
Flachlandbewohner
schwerfällt, die dünne
Gebirgsluft zu atmen,
hatte Johnson, ein

Mensch aus dem ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts, alle Mühe, sich den Lebensbedingungen am Ende dieses Jahrhunderts anzupassen.

Äußerlich waren die Veränderungen gar nicht

so groß, wie man hätte
erwarten können.
Allerdings hatte London
sich meilenweit
ausgedehnt und war mit
Tausenden von
Wolkenkratzern in den
Himmel gewachsen. Die
Luftwege hatten sich zu

den Hauptverkehrsadern
entwickelt. In den
Städten waren die
Fahrzeuge durch
Rollwege abgelöst
worden. Hier war es jetzt
ruhiger und sauberer als
früher. Die
Fabrikschornsteine

qualmten nicht mehr. Die Technik haue neue Verfahren der Energiegewinnung ermöglicht.

Im gesellschaftlichen Leben und im Alltag der Menschen waren seit Johnsons Zeit jedoch

viele Veränderungen eingetreten.

Die Arbeiter standen längst nicht mehr auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter und bildeten keine besondere Gruppe mehr, die sich durch Kleidung,

Bildung und
Gewohnheiten von den
höher Stehenden
unterschied.

Die Maschinen hatten
die Arbeiter fast völlig
von schwerer und
schmutziger körperlicher
Arbeit befreit.

Die gesunden, einfach,
aber gut gekleideten,
fröhlichen und
unabhängigen Arbeiter
waren die einzige Klasse,
die alle Fäden des
gesellschaftlichen Lebens
in der Hand hielt. Sie alle
waren hochgebildete

Menschen. So kam es, dass Johnson, der vor fast hundert Jahren für ein paar Kupfermünzen die Schule besucht hatte, sich trotz ihrer Freundlichkeit unbehaglich unter ihnen fühlte.

Ihre Freizeit verbrachten sie dank ihrer leichten Flugapparate mehr in der Luft als auf der Erde. Sie hatten völlig andere Interessen, Bedürfnisse und Möglichkeiten der Zerstreuung als die Menschen seiner Zeit.

Sogar ihre knappe, gedrängte Sprache, die viele neue Worte und Begriffe enthielt, war Johnson nicht mehr verständlich. Die Gesellschaften und Institutionen, über die sie sich unterhielten, waren

Johnson ebenso
unbekannt und fremd
wie all ihre neuen Geräte
und Sportarten. Auf
Schritt und Tritt musste
er fragen wie ein Kind:
»Was ist das?«

Was sich in den
dreiundsiebzig Jahren

ohne ihn entwickelt
hatte, sollte er nun mit
einem Schlag nachholen.
Er spürte, dass das seine
Kräfte überstieg. Die
Schwierigkeit bestand
nicht allein in der Fülle
neuer Erkenntnisse,
sondern auch darin, dass

sein Verstand nicht
genügend geschult war,
um all das, was die
Menschheit in einem
Dreivierteljahrhundert
zusammengetragen
hatte, in kurzer Zeit zu
verarbeiten. Er war und
blieb ein

Außenstehender, ein
unbeteiligter Beobachter
und Objekt der
Beobachtung für andere.
Und auch das war
bedrückend. Ständig
spürte er die voller
Neugier auf ihn
gerichteten Blicke. Er

war für die anderen so
etwas wie eine lebende
Mumie, ein archäologisch
interessantes Fundstück
aus grauer Vorzeit.
Zwischen ihm und der
Gesellschaft stand eine
unüberwindbare zeitliche
Barriere.

Mir geht's wie Ahasver!
dachte er in Erinnerung
an eine Legende, die er
in jungen Jahren gelesen
hatte. Ahasver, der ewige
Wanderer, der mit
Unsterblichkeit gestraft
war und überall ein
Fremder blieb ... Zum

Glück bin ich nicht mit
Unsterblichkeit gestraft!
Ich kann sterben ... und
ich will sterben! In der
ganzen Welt gibt es
außer ein paar vom Tod
vergessenen Greisen
keinen Menschen aus
meiner Zeit ... Und auch

sie würden mich nicht
verstehen, weil sie all die
Jahre über gelebt haben,
während in meinem
Leben eine Lücke klafft!
Ich habe niemanden
mehr!

Da aber schoss ihm ein
Gedanke durch den

Kopf: Und was ist mit
den beiden, die dort in
Grönland mit mir
zusammen wiederbelebt
wurden?

Aufgeregt stand er auf.
Es zog ihn
unwiderstehlich zu
diesen ihm unbekannten,

plötzlich aber so teuren Menschen. Sie hatten zur selben Zeit gelebt wie Frederica und der kleine Samuel. Zwischen ihnen und ihm existierten unsichtbare Fäden. Aber wie sollte er die beiden finden? Crookes! Der

musste es wissen!

Crookes, für den Johnson bei seiner Arbeit an der Geschichte der Revolution eine »lebende historische Quelle« war, würde ihn nicht im Stich lassen.

Johnson eilte zu ihm, trug

ihm sein Anliegen vor
und wartete so aufgeregt
auf eine Antwort, als
stünde ihm ein
Wiedersehen mit seiner
Frau und seinem kleinen
Sohn bevor.

Crookes überlegte.

»Wir haben jetzt Ende

September ... Im
November 1998 aber ...
Nun ja, natürlich, Edward
Leslie müsste schon in
der Sternwarte von
Pulkowo sein und auf der
Suche nach den immer
wieder verschwindenden
Leoniden am Teleskop

sitzen. In der Sternwarte von Pulkowo befindet sich der beste Refraktor der Welt. Natürlich ist Leslie dort. Auch den Dichter Merais werden Sie bei ihm antreffen. Er schrieb mir kürzlich, dass er zu Professor Leslie

fahre.« Und mit einem Lächeln fügte Crookes hinzu: »Offensichtlich fühlt ihr Alten euch zueinander hingezogen.« Johnson verabschiedete sich in aller Eile und flog mit der ersten besten Passagiermaschine nach

Leningrad.

Er hatte keine konkrete Vorstellung von der bevorstehenden Begegnung, spürte aber, dass sie das einzige war, was ihn an diesem Leben noch reizte.

9

Unter dem
Sternenhimmel

Mit zitternden Händen
öffnete Johnson die Tür
zum Saal der Sternwarte
von Pulkowo. In dem
riesigen Rund herrschte

Finsternis.

Als Johnsons Augen sich
an die Dunkelheit
gewöhnt hatten,
erblickte er mitten im
Saal ein gigantisches
Teleskop, das an ein
weittragendes Geschütz
erinnerte, dessen

Mündung auf die
Kuppelöffnung gerichtet
war. Das Rohr ragte aus
einem massiven Ständer,
an dem fünfzig Stufen
empor führten. Über die
Treppe gelangte man
auch zu einem in drei
Meter Höhe

angebrachten

Beobachtungspunkt. Von

dort ertönte eine

Stimme: »... Die

Abweichungen von der

Form einer länglichen

Ellipse und die

Annäherung an die

Parabelform ergeben sich

aus der Massenwirkung der einzelnen Planeten, mit der die Kometen und Asteroiden auf ihrem Weg zur Sonne konfrontiert werden. Die stärkste Wirkung geht dabei vom Jupiter aus, dessen Anziehungskraft

fast ein Tausendstel der
Sonnenanziehung
ausmacht ...«

Als Johnson diese
Stimme durch den leeren
Saal schallen hörte, als er
diese unverständlichen
Worte vernahm, wurde er
ganz klein. Wozu war er

hierhergekommen? Was würde Professor Leslie dazu sagen? Waren ihm, Johnson, diese Parabeln und Ellipsen nicht ebenso fremd wie all die neuen Worte, mit denen die neuen Menschen um sich warfen? Aber nun konnte

er nicht mehr zurück, und
er hüstelte.

»Wer ist da?«

»Ist Professor Leslie zu
sprechen?« Über die
eisernen Treppenstufen
nähernten sich rasche
Schritte.

»Ich bin Professor Leslie.

Was kann ich für Sie tun?«

»Und ich bin Benjamin Johnson, der ... der zusammen mit Ihnen in Grönland gewesen ist ... Ich würde mich gern einmal mit Ihnen unterhalten ...«

Und verworren begann
Johnson den Zweck
seines Besuchs zu
erklären. Er sprach
davon, dass er sich in
dieser neuen, ihm
unbegreiflichen Welt
einsam und verloren
fühlte, ja dass er sogar

hatte sterben wollen.

Einer der neuen
Menschen wäre aus
seinem Gestammel
wahrscheinlich nicht
klug geworden. Professor
Leslie aber verstand ihn
nur zu gut, denn vieles
von dem, was Johnson

widerfahren war, hatte er am eigenen Leib zu spüren bekommen.

»Seien Sie nicht traurig, Johnson, Sie sind nicht der einzige, dem dieser Zeitverlust zu schaffen macht. Etwas Ähnliches haben sowohl ich als

auch mein Freund Merai
erlebt. Gestatten Sie,
dass ich Sie miteinander
bekannt mache.«

Nach der alten
Gewohnheit, die von den
»neuen« Menschen
längst verworfen und
durch die schöne und

hygienische Sitte der alten Römer ersetzt worden war, zum Gruß den Arm zu heben, drückte Johnson dem herabgestiegenen Merais die Hand.

»Sind Sie auch einer von uns Arbeitern?« fragte er

ihn, obwohl Merais
keineswegs so aussah.

»Nein. Ich bin Dichter.«

»Warum haben Sie sich
dann einfrieren lassen?«

»Aus Neugier ...

Vielleicht auch aus Not.«

»Und Sie waren genauso
lange in Grönland wie

ich?«

»Nein, nicht ganz so lange. Nach den ersten zwei Monaten weckte man mich, aber ich beschloss, mich noch einmal in Anabiose versetzen zu lassen. Ich wollte mir meine Jugend

solange wie möglich
erhalten!« Merais lachte.
Trotz der Unterschiede in
ihrer Entwicklung und
ihrer damaligen
gesellschaftlichen
Stellung waren diese drei
Männer durch ein
gemeinsames Schicksal

und durch die Epoche, in der sie gelebt hatten, miteinander verbunden. Zu Johnsons Erstaunen nahm die Unterhaltung einen recht lebhaften Charakter an. Jeder hatte den anderen eine Menge zu erzählen.

»Tja, mein Freund«, sagte
Leslie zu Johnson, »nicht
nur Sie fühlen sich fremd
in' dieser neuen Welt.
Auch ich habe mich in
vieler Hinsicht
verrechnet!
Ich ließ mich in Anabiose
versetzen, um

Himmelserscheinungen
beobachten zu können,
die erst nach mehreren
Jahrzehnten zu erwarten
waren. Ich wollte eine für
die damalige Zeit
komplizierte
wissenschaftliche
Aufgabe lösen. Und was

ist dabei
herausgekommen? All
diese Aufgaben sind
heute längst gelöst. Die
Wissenschaft hat
inzwischen kolossale
Entdeckungen gemacht
und Himmelsgeheimnisse
enträtselt, von denen wir

nicht einmal zu träumen
wagten!

Ich bin hoffnungslos
hinter meiner Zeit
zurück«, fügte er nach
einer kurzen Pause
traurig seufzend hinzu.
»Und doch bin ich, wie
mir scheint, immer noch

besser dran als Sie! Dort«
- er wies auf die Kuppel -
»wird die Zeit nach
Jahrmillionen gemessen.
Was scheren sich die
Sterne um unsere
Jahrhunderte? Haben Sie
den Sternenhimmel
schon einmal durch ein

Teleskop betrachtet?«

»Ich hatte andere Sorgen«, meinte Johnson, verächtlich abwinkend.

»Sehen Sie sich einmal unseren unentwegten Begleiter, den Mond, an!« Leslie führte Johnson ans Teleskop.

Johnson schaute
hindurch und schrie
überrascht auf.

Leslie lachte und sagte
mit der Genugtuung des
Kenners: »Tja, solche
Instrumente kannte man
zu unserer Zeit noch
nicht!«

Johnson erblickte einen Mond, der nur wenige Kilometer von der Erde entfernt zu sein schien. An seiner Oberfläche ragten riesige Krater auf, und dunkel klaffende Spalten durchfurchten die eintönige Landschaft

...

Grelles Licht und tiefe Schatten gaben dem Bild ein ungewöhnlich reliefhaftes Aussehen. Man glaubte, die Hand ausstrecken und einen der Mondsteine aufheben zu können.

»So wie Sie den Mond
jetzt vor sich sehen,
Johnson, ist er auch
schon vor Tausenden von
Jahren gewesen. Nichts
hat sich auf ihm
verändert. Für die
Ewigkeit sind
fünfundsiebzig Jahre

weniger als ein
Augenblick. Lassen Sie
uns für die Ewigkeit
leben, da das Schicksal
uns nun einmal der
Gegenwart entfremdet
hat! lassen Sie uns in
Anabiose, in diesen
traumlosen Schlaf,

versinken, um in jedem
Jahrhundert einmal
aufzuwachen und uns
anzusehen, was auf der
Erde und im Himmel vor
sich geht.

In zweihundert,
dreihundert Jahren
werden wir auf anderen

Planeten vielleicht das
Leben von Tieren,
Pflanzen und Menschen
beobachten und in
tausend Jahren in die
Geheimnisse ferner
Zeiten eindringen. Und
wir werden neue
Menschen sehen, deren

Ähnlichkeit mit den heutigen geringer ist als die zwischen Menschen und Affen.

Vielleicht werden uns die künftigen Bewohner unseres Planeten auf die Stufe niederer Wesen stellen und sich schämen,

mit uns verwandt zu sein,
ja diese Verwandtschaft
sogar leugnen? Und
wenn schon. Uns kann
das nicht anfechten.
Dafür werden wir Dinge
zu sehen bekommen, von
denen Menschen, die
ihre Lebensfrist auf

normale Art hinter sich bringen, nicht zu träumen wagen. Lohnt es sich dafür etwa nicht zu leben, Johnson?

Auf unsere Bitte wird man Merais und mich wieder in Anabiose versetzen. Wollen Sie

sich uns anschließen?«

»Noch einmal?« rief Johnson entsetzt aus. Aber nach langem Schweigen sagte er mit dumpfer Stimme und tief gesenktem Kopf: »Ganz egal ...«

Verlag:

BookRix GmbH & Co. KG

Einsteinstraße 28

81675 München

Deutschland

Texte: vss-verlag

Hermann Schladt

Lektorat/Korrektorat:

Armin Bappert

Übersetzung: Angelika

Modrow

Alle Rechte vorbehalten.

Tag der
Veröffentlichung:
11.02.2013

[http://www.bookrix.de/-
hschladt2](http://www.bookrix.de/-
hschladt2)

ISBN: 978-3-7309-1097-
9

BookRix-Edition,
Impressumsanmerkung
Wir freuen uns, dass Du
Dich für den Kauf dieses
Buches entschieden hast.
Komme doch wieder zu
[BookRix.de](https://www.bookrix.de) um das [Buch](#)

zu bewerten, Dich mit
anderen Lesern
auszutauschen oder
selbst Autor zu werden.

Wir danken Dir für Deine
Unterstützung unserer
BookRix-Community.